

[Prälatin Gabriele Wulz, Ulm] Die Gemeinschaft der Ordinierten

„Deinen Mitmenschen (lieben – er ist) wie du“ – damit ist jener gemeint, der denselben Beruf ausübt wie du. Ist es doch einfach für einen, der Rechtsanwalt ist, einen Arzt, und für einen, der Arzt ist, einen Rabbiner zu lieben, aber damit ein jeder auch seinen eigenen Berufskollegen liebe, nämlich ein Rechtsanwalt einen anderen Rechtsanwalt usw. und insbesondere ein Rabbiner einen anderen Rabbiner, dazu bedurfte es eines speziellen Toragebotes. (Y. Radday, Auf den Spuren der Parascha I, S. 11)

„Das Schlimmste ist, dass man gar nicht mehr zur Theologie kommt ... Theologischer Austausch? Fehlanzeige!“ Die Klage ist bekannt und oft zu hören, wenn Pfarrer und Pfarrerinnen beieinander stehen: bei kirchlich-theologischen Arbeitsgemeinschaften, in den Gesprächen bei Visitationen, bei kurzen Begegnungen auf Synoden, am Rande von Empfängen ... „Schuldige“ sind schnell ausgemacht: die landeskirchlichen Projekte, die umfänglichen Verwaltungsaufgaben, der PfarrPlan, die Zeit, die sich verändert hat und die alte Formen „amtsbrüderlicher“ Geselligkeit obsolet gemacht hat.

Dazu hat der PfarrPlan II in manchen Bezirken die Kollegialität auf eine ziemlich harte Belastungsprobe gestellt. Wo Arbeitszeiten genau quantifiziert wurden, wo um jeden Prozentpunkt in der Bewertung einer Pfarrstelle gerungen wurde, da wird das Miteinander aller Kollegen und Kolleginnen auf den Prüfstand gestellt. Eine Situation, die es bisher in unserer Landeskirche so nicht gegeben hat und die es theologisch zu bearbeiten gilt, damit es nicht zu persönlichen Verletzungen kommt, die Kollegialität nachhaltig beeinträchtigen.

„Als Menschen können wir nur überleben, wenn wir uns in jedem Moment darüber bewusst sind, dass der gesellschaftliche Boden, auf dem wir leben, nicht einen Augenblick feststeht, sondern durch die mannigfaltigsten Erschütterungen unausgesetzt verändert wird.“ In diesem Lebens- und Überlebenskampf sind wir als Einzelne überfordert. Vergewisserung über Perspektiven und mögliche Wege der Kirche im 21. Jahrhundert braucht den Austausch mit anderen.

Das Gebot der Nächstenliebe, das in besonderer „Zuspitzung“ auch den Kollegen und die Amtsschwester meint, spannt dabei einen weiten Bogen: Von der praktischen Alltagsbewältigung im Vertretungsdienst für den Nachbarn über Ideenbörsen, Distrikts-KTAs bis hin zu jenen Überlegungen, die in einem Gespräch anlässlich der Visitation im Kirchenbezirk Heidenheim spontan geäußert wurden: „Wir könnten uns doch eigentlich gegenseitig im Gottesdienst besuchen und uns Rückmeldung geben über Predigt und liturgische Präsenz und dann sehen, was weiter geschieht.“ Man darf gespannt sein, was sich aus solchen Ansätzen an neuen Formen kollegialer Zusammenarbeit entwickeln wird.

Die Erinnerung an 3. Mose 19,18 kann weiterhelfen, ebenso wie die jesuanische Grundregel, die vom Splitter und Balken redet und damit von der grundsätzlichen Wahrnehmungsproblematik, wenn es um die eigene Sache geht. Ist dieser Schritt geleistet, könnte ein nächster in Angriff genommen werden: Sich die strukturellen Probleme und Aporien nicht gegenseitig vorzuwerfen, sondern sie zu begreifen als das, was sie sind, nämlich als Verwerfungen unserer Zeit und als Herausforderungen, die wir als Glieder dieser Kirche nur gemeinsam angehen können.

„Die **Sehnsucht nach Stabilität**, die Sehnsucht nach Bestand führt in die Katastrophe“, so schrieb Erich Auerbach im türkischen Exil. Und im Nachdenken darüber, was dagegen wirksam werden könnte, sagte er:



Prälatin Gabriele Wulz, Ulm